

Gottfried Keller-Anekdoten

Autor(en): **Wiegand, C. F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **30-31 (1940-1941)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gottfried Keller-Anekdoten

Von Carl Friedrich Wiegand

Peter Hille, der Verfasser des Romanes «Die Sozialisten» und des Gedichtbandes «Aus dem Heiligtum der Schönheit», eine in der Berliner Bohème bekannte und angeschwärmte Lokalgröße, fühlte sich gedrungen, als er durch Zürich reiste, Gottfried Keller zu sehen und zu sprechen.

Jenes gelang ihm, dieses nur sehr unvollkommen!

Er hatte das Pech, nachdem er erfahren, in welchen Wirtschaften Meister Gottfried verkehrte, ihn eines Spät-Nachmittags mißvergnügt im «Pfauen» zu finden, wo er, in der Gesellschaft von zwei älteren Freunden, offenbar bereits im Aufbruch begriffen war, denn er zahlte gerade seine Zeche.

Peter Hille stellte sich vor und, ohne lang zu fragen, setzte sich zu den ihm fremden Herren und begann zu reden, eine Unterhaltung, auf die Keller nicht willens war, einzugehen, weil ihm, wie seine Freunde alsbald bemerkt hatten, der Mann, sein Wesen und besonders seine Fragerei zuwider waren. Er sah mit geschärften Blicken und geschlossenen Lippen den ungebetenen Gast mißbilligend an, erhob sich bei der ersten Pause, die den Redefluß Peter Hilles unterbrach, und sagte:

«Sie schyne mer en zümpftige-n Angler z'si, daß Sie mer d'Würm derfür wänd us der Nase ziehe!»

Sprachs — und ließ den Verblüfften mit offenem Munde sitzen.

*

Gottfried Keller, dessen Jähzornausbrüche bei seinen Freunden ebenso bekannt als gefürchtet waren — weil er gelegentlich einen «bösen Wein» trank, infolge dessen er unberechenbar werden konnte — belehrte eines Abends die Gäste des «Zunfthauses zur Meise» eines Besseren!

Einige Dozenten der Zürcher Hochschule, die in dem ehemals vielbesuchten Restaurant zu Nacht gespeist hatten, waren beim Weine ins Sitzen gekommen, sodaß Leo, der große Bernhardiner des einen, von starken Bewegungstendenzen geplagt, die anbefohlene Ruhe nicht mehr aushalten konnte, schon wiederholt aufgestanden war und seinem Herrn die große Pfote auf die Schulter gelegt hatte, als wolle er diesen bitten und fragen: «Gehen wir denn noch nicht nach Hause?»

Als die Herren endlich aufbrachen, tanzte das große Tier vor Freude, trappelte an der Tür, schoß, als sie aufgegangen war, die breite Steintreppe hinunter und wartete, vor Unruhe zitternd, an dem alten Haustor, bis sein Herr nachgekommen war. Kaum, daß ein Spalt der eichenen Türe sich weit genug geöffnet hatte, hob sich der massige Bernhardiner auf die Hinterbeine — und mit einem Sprunge war er nicht nur im Freien gelandet, sondern auch auf der Brust Gottfried Kellers, der in diesem Augenblick das Zunfthaus betreten wollte, und rannte über den Staatsschreiber, den er umgeworfen hatte, hinweg, mit toller, ausgelassener Freude über den Münsterplatz fegend, im Kreise umher.

Gottfried Keller, jede Hilfe beim Aufstehen streng ablehnend, saß auf dem Pflaster, fixierte scharf die Herren und blickte nach dem Missetäter, der — wohl wissend, was er angerichtet — fast auf dem Bauche zu seinem Herrn herankroch.

Nachdem Keller, auf seine Hände sich stützend, sich erhoben, und seine Kleider vom Straßenstaub befreit worden waren, erwartete jeder der Gelehrten den gefürchteten Zornausbruch, denn die «Meise» war nie Kellers erste Station.

«Wäm ischt dä Hund?» rief Keller.

Der Besitzer nannte seinen Namen.

«Soso! Und wie heißt dä Hund?» klang es barsch.

«Leo!» sagte sein Herr.

Da ging Meister Gottfried langsam auf den Bernhardiner zu, packte ihn am Unterkiefer mit der Linken, klopfte und streichelte den großen Kopf des Tieres mit der Rechten und sagte, die Herren durch seine Brille anleuchtend:

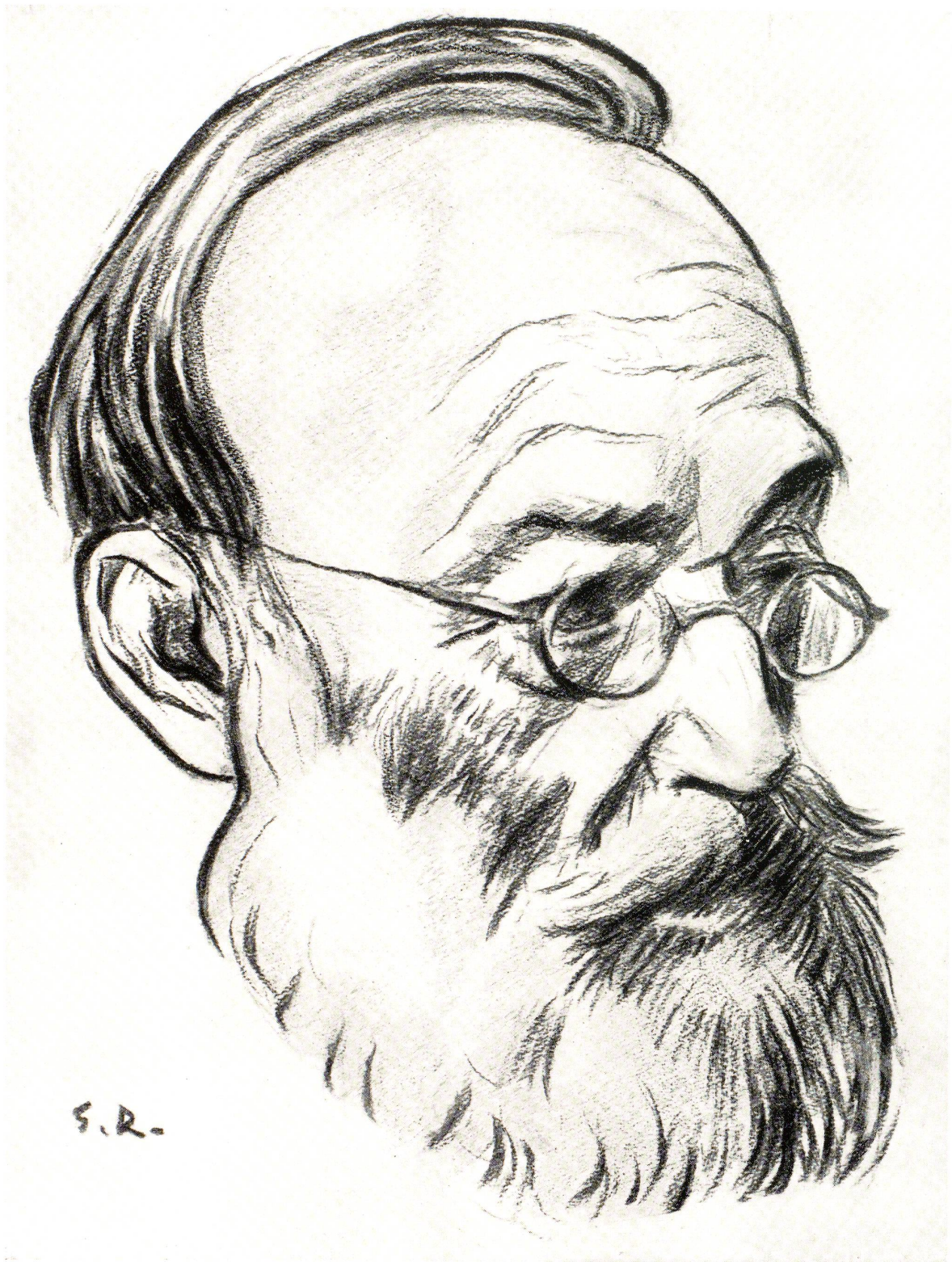
«'s isch halt doch es chaibe schöns Hündli! Guet Nacht, myni Herre!»

*

Eine nicht mehr junge Rheinländerin, ein Blaustrumpf, der in jüngeren Jahren Gottfried Keller in einem gastlichen Hause Düsseldorfs kennen gelernt hatte, wollte den Dichter, nachdem er berühmt geworden war, nach vielen Jahren wiedersehen.

Ein Besuch in Zürich schien ihrem Vorhaben günstig zu sein.

Sie wußte, daß er im «Thalegg», Ecke Gemeindestraße-Zeltweg, mit seiner Schwester wohnte, aber sie



GOTTFRIED KELLER

Zeichnung aus dem Nebelspalter von G. Rabinovitch

hatte noch nicht den Mut gefunden, dort anzuklopfen, denn die Erfahrungen, die andere mit ihm und seiner Schwester Regula gemacht hatten, waren gerade nicht verlockend.

Der Zufall wollte es, daß sie ihm im Oberdorf eines Tages begegnete und einen so freundlichen, hilfsbereiten Eindruck von ihm empfing, der ihre letzten Bedenken besiegte.

Es war Oktober.

Das Oberdorf Zürichs duftete nach jungem Wein, und gerade, wie sie des Wegs kam, versperrte ein großes Weinfuder, auf dessen mächtigem, rotem Transportfasse ein prächtiger Dahlienstrauß im Spundloch thronte, die enge Gasse, sodaß die Aengstliche auf dem schmalen Fußsteig, zwischen den Bäuchen der starken Pferde und den Hauswänden, weder links noch rechts zu passieren wagte.

Das Fuhrwerk hielt.

Gottfried Keller, der von der Rückseite des Weinfuders her durch die Oberdorfasse kam, sah das hilflose Fräulein und schuf ihr bereitwillig Bahn und Durchpaß. Er legte sich mit seinen Schultern gegen den in den Fußsteig überstehenden Pferdeleib, stemmte die Füße gegen den Randstein des Trottoirs und drückte mit seinem Rücken das allmählich nachgebende Pferd soweit zurück, daß die fremde Dame vorbeischreiten konnte.

Sie lächelte beglückt und bedankte sich überschwänglich.

Nun war sie entschlossen, den Dichter anderntags in seiner Wohnung aufzusuchen.

Damit ihr Plan gelinge, machte sie vorsorglich erst Arnold Böcklin, an den sie eine Empfehlung besaß, ihre Aufwartung, weit draußen in seinem Atelier, das er damals mit Albert Welti teilte.

Böcklin, obwohl von großer Gestalt, verfügte nicht über die innere Kraft, sich gegen aufdringliche Besucher zu wehren. Er säbelte sie hinter ihrem Rücken, wenn sie sich vor seinen Bildern mit ihren Urteilen spreizten, wohl mit den Blicken ab und fluchte bei Albert Welti hinterher, wenn sie ihm das wertvollste Gut, die

kostbare Zeit, gestohlen — oder gar ein Motiv, über das er gerade sinniert, totgeschwatzt hatten. Aber sie an die Tür zu führen, brachte er nicht über sich.

Diesmal jedoch nahm er den günstigen Moment wahr, als die Dame ihn um eine Einführung bei dem Herrn Staatsschreiber Gottfried Keller ersuchte, sie schneller auf gute Art loszuwerden. Er schrieb ein kleines Empfehlungsbrieflein und komplimentierte die Redselige hinaus.

Kaum war sie gegangen, als Böcklin schon bereute, die Empfehlung geschrieben zu haben. Er kannte seinen Freund Gottfried zu genau, um nicht die Folgen seines Tuns fürchten zu müssen, denn der Dichter, der gegen wertvolle Frauen von größter Herzengüte war, konnte dilettierende Blaustrümpfe und aufdringliche Nichtsköner rücksichtslos «abschnurren» lassen.

Böcklin warf also schnell einige Zeilen aufs Papier, schickte das Signalement der Besucherin an Keller und befahl dem eiligen Boten, die Dame unbedingt zu überholen — was auch geschah — sodaß sich der Dichter im «Thalegg» auf einen würdigen Empfang der Besucherin in die nötige Verfassung bringen konnte.

Wie nun das Fräulein im «Thalegg» die Haustür öffnete, stieg Meister Gottfried, mit einer brennenden Stearinkerze und zwei Weinflaschen bewaffnet, gerade die Kellertreppe herauf.

«Erlauben Sie, mein Herr!» ließ sich die Fremde vernehmen. «Kann ich den Herrn Staatsschreiber Doktor Keller sprechen?»

Mit aufgerissenen Augen antwortete Keller:

«Nein, das können Sie nicht!»

«Er wohnt doch in diesem Hause?» klang es gar nicht schüchtern.

«Jawohl! Er wohnt hier! Aber er ist nicht zu sprechen!»

«Herr Staatsschreiber», entgegnete die Standhafte, überlegen lächelnd. «Ich kenne Sie doch! Warum verleugnen Sie sich? Sie sind es doch selbst! ...»

«Jawohl!» klang es barsch. «Ich bin es selbst! Wer aber sind Sie? Sind Sie vielleicht das Frauenzimmer, das in Zürich *alle* Männer molestiert ...?»